JOSINE MÜLLER
ZUM GEDÄCHTNIS

R-1910

INSTITUTE
OF
PSYCHO-ANALYSIS
REFERENCE LIBRARY.

JOSINE MÜLLER
ZUM GEDÄCHTNIS

by
Max Eitingon
Hanns Sachs
Carl Müller-Braunschweig
Steff Bornstein.

ANSPRACHEN BEI DER TRAUERFEIER AM 15. FEBRUAR 1931

Max Eitingon:

Sehr geehrte Trauerversammlung, liebe Kollegen!

Im Namen des Vorstandes der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft habe ich den Auftrag, unserer in der Ferne verstorbenen Kollegin Dr. Josine Müller Worte der Trauer zu weihen, und dieser Auftrag kommt einem tiefen persönlichen Bedürfnis von mir entgegen. Ein sehr geschätztes Mitglied unseres Kreises, ein tiefer stiller Mensch ist so unsagbar vorzeitig ganz still geworden.

Auch wer Josine Müller persönlich nicht näher gestanden hat, hatte doch ein bestimmtes und mit den Jahren sich vertiefendes Bild von ihr, das ich durch drei Momente charakterisieren zu dürfen glaube: Stille, Intensität und Finesse. So erschien ihr geistiges Profil, und man war so eigentümlich sicher, daß das charakterlich-moralische Profil dem ganz entsprach. Leise und unmerklich war sie uns zu einem wertvollen und verläßlichen Mitglied, zu einer Kollegin herangewachsen, die eines Tages ganz selbstverständlich auch Lehrer anderer war, ohne daß man ihr erst ausdrücklich die Approbation dazu erteilen mußte, man vertraute ihr eben einfach, ebenso selbstverständlich, wie man aufmerksam hinhörte, wenn die meist stille Josine Müller in den Diskussionen sprach. Man spürte bei ihren Ausführungen einen tiefen Hintergrund auch dann, wenn man ihn nicht so rasch übersehen konnte. Man spürte ihr stets waches intellektuelles Gewissen und das nötigte Respekt ab vor

der fast fanatischen Zähigkeit und Ehrlichkeit, mit der sie mit den Problemen rang. Ihrer Eigenart immer getreu, war sie auch von ungewöhnlicher Objektivität gegenüber Ansichten anderer. Dem Geist und den Satzungen, auch den ungeschriebenen besonders, unserer Gesellschaft gegenüber war sie von einer Loyalität, die ich nur mit einer ethischen Kategorie bezeichnen kann, als Treue.

Von dem Menschen Josine Müller werden uns ihre Freunde mehr zu erzählen wissen; mir fällt meine letzte Unterhaltung mit ihr ein, deren Eindruck in mir so stark nachklingt, daß ich ihn nicht unerwähnt lassen möchte. Sie kam zu mir in einem Gewissenskonflikt gleichsam zwischen einer menschlichen Haltung und einer von ihr verinnerlichten Vorschrift unseres kollektiven Verhaltens. Ich konnte ihr lächelnd meine Antwort geben: „Natürlich haben Sie richtig gehandelt.". Und während ich aus Freude lächelte, zog ich innerlich in tiefem Respekt den Hut vor diesem Menschen, der durch diese Verinnerlichung mir zugleich in tiefem Spiegel die gemeinschaftsbildenden Kräfte und Möglichkeiten unserer Gesellschaft zeigte. Sie ermessen und fühlen den Wert solcher Menschen für uns, wie Josine Müller einer war, und — den Verlust, den wir erlitten —, solche Menschen vergißt man nicht leicht.

Hanns Sachs:

Wenn die Soldaten einen der Ihrigen begraben, so schießen sie über sein Grab; die Genossen und Mitarbeiter bringen die Symbole und Erinnerungszeichen ihrer gemeinsamen Tätigkeit mit dem Verstorbenen an sein Grab. Uns Analytikern muß es demnach obliegen, statt allgemeiner Trauer-Gedanken unser Rüstzeug mitzubringen und das seelische Bild eines uns entrissenen Kameraden so klar und fest umrissen wie möglich herauszuarbeiten, wie der Künstler — dort im Bild — es für uns Psychoanalytiker in vorbildlicher Weise getan hat. Dies entspricht auch am besten dem Wesen J o s i n e M ü l l e r s, und ich darf mit Bestimmtheit sagen, sie würde sich, wäre sie anwesend, über jedes bloß als Nachruf zu ihrem Lobe gesprochene Wort zwar nicht ärgern und kränken, aber sie würde es mit der ihr immer innewohnenden Kühle zurückweisen. Was sie immer im Leben verlangt hat, war: schlichte Wahrheit.

Ich bin besser als andere in der Lage, über ihre seelische Entwicklung zu sprechen, denn ich war ihr Analytiker, und ich weiß vor allem, was die Basis dieser Entwicklung war: eine außerordentlich starke Fixierung an den Vater, an den das Kind, das die Mutter früh verloren hatte, sich mit größter Innigkeit anschloß, und — was später zum Schicksal für ihr Leben wurde —, eine noch größere Enttäuschung an diesem Vater, an seiner Unaufrichtigkeit, seiner Neigung zu leeren Versprechungen und sinnlosen Strafen. Und von hier stammen die Züge, die ihr immer geblieben sind: die Liebe zur Wahrheit und zur Einfachheit, die Fähigkeit, an der Zweideutigkeit der Welt zu leiden, und diese haben sie früh einsam gemacht. Einsamkeit hat sie ihr ganzes Leben hindurch begleitet. Sie war ein Schatten-

mensch, und es ist außerordentlich tragisch, daß sie auf ihrer ersten Reise zur Sonne die Sonne nicht erreicht hat. Wenn ich das sage, so möchte ich nicht den Eindruck erwecken, daß sie im eigentlichen Sinn eine Dulderin war. Dazu war sie zu aktiv, zu energisch, zu wollend, zwar leidend, aber nie passiv, nie klagend, sondern das Leid in sich verschließend, die trübe Gegenwart mit Tätigkeit und Arbeit ausfüllend. Diese Tätigkeit, die sie in unsere Mitte geführt hat, hat sie niemals verlassen. Man müßte sie von dieser Seite her einen Pflichtmenschen nennen, wenn dieses Wort nicht eine falsche Vorstellung mit sich bringen würde in einem Sinne, der ihr nicht eigen war. Sie hat sich bei jeder Frage und Aufgabe und bei jeder wissenschaftlichen Frage und Aufgabe die Probleme immer aufs neue vorgelegt, diese nicht nach bestimmten Ansichten behandelt, ihre Ansicht zwar immer festgehalten, aber korrigiert, verbessert, wie sie in ihrer rein ärztlichen Tätigkeit die Probleme nie nach einer Schablone auffaßte, sondern zu klären und genauer zu fassen suchte.

Für uns Psychoanalytiker ist ein Problem der Praxis besonders heikel: die Unterscheidung zwischen psychogenen und organischen Erkrankungen. Abgesehen von den realen Schwierigkeiten, sind hier noch besondere emotionelle Motive am Werk: Einerseits die Tendenz, das eigene Gebiet auszudehnen und so vieles als möglich psychologisch zu erklären, andererseits die Versuchung, Verantwortung und Mißerfolge abzuwälzen. In solchen Fragen, in denen innere Parteilosigkeit und Schärfe der Erkenntnis besonders wichtig sind, habe ich niemanden lieber um Rat gefragt als Josine Müller.

Andere, die sie näher gekannt haben, wissen, wieviel Liebe, Güte und Zartheit in ihr verborgen waren, wissen von dem einen Zug, der durch sie hindurchging, der in ihrer Außen- sowie in ihrer Innenseite war, ihrer Wahrheitsliebe.

Ich muß eine Frage hier erwähnen, die Frage, die nach ihrem Tod uns als Analytiker schmerzlich berührt:

Wie ist es zu verstehen, daß sie bei der großen Anerkennung, die wir alle für sie hatten, für ihre individuelle Art psychoanalytischer Auffassung, die sie in die erste Reihe setzt, daß wir doch für ihre Arbeit, besonders für ihre größere wissenschaftliche Arbeit nie das volle Verständnis und die Liebe aufgebracht haben, von der wir doch alle die Ueberzeugung hatten, daß sie sie verdienen würde. Ich habe das Gefühl, daß auf sie ein Wort von F r e u d zutrifft, das er über einen anderen Kollegen gesagt hat: er schriebe so, als ob er auf den Leser böse wäre. Aehnlich hat Josine Müller geschrieben: nicht, als ob sie dem Leser böse wäre, aber so, als ob sie ihm fremd war und blieb und er keine Brücke zu ihr finden konnte. Das war nicht eine Interesselosigkeit dem Leser gegenüber, auch nicht, weil sie so egozentrisch oder narzißtisch gewesen wäre. Der Grund lag anderswo: Jeder, der schreibt und sich an ein Publikum wendet, muß es bis zu einem gewissen Grade bestechen. Von dieser Gabe dürfen die Künstler in ungemessenem Grade Gebrauch machen, das ist ihr Vorrecht, die Wissenschaftler dürfen das nur in kleinerem Maße. Und das hat Josine Müller nie getan. Sie wollte den Leser nicht bestechen. Dies ist der charakteristische Zug ihrer Natur. Wenn Sie mich fragen, was an dieser Frau das Besonderste war: sie wollte nicht bestechen, und sie ließ sich auch durch nichts und durch niemand bestechen.

Ich bin am Ende. Es drängt sich die Redensart auf von der Lücke, die sie in der Reihe ließ. Ihre Freunde, ihre Analysanden werden diese Lücke empfinden. Wir, ihre Mitarbeiter, haben das Gefühl, als würden wir jemand verlieren, der uns das Gleichgewicht durch ihre Sicherheit gegeben hat, als würden wir einen Maßstab für Wahrheit und Richtigkeit verlieren, ein feines unbeirrbares Instrument, das uns immer wieder gezeigt hat, wo die Wahrheit lag. In diesem Sinne wird sie uns fehlen, und in diesem Sinne wird sie hoffentlich auch unter uns bleiben.

Carl Müller-Braunschweig:

Verehrte Anwesende, liebe Kollegen und Freunde!

I.

Sie alle hat die traurige Kunde unvorbereitet, jäh überfallen, daß Josine Müller uns durch den Tod entrissen worden ist. Sie hatte sich seit Monaten auf die Schiffsreise gefreut, die sie auf kurze Zeit nach dem Süden und seiner Sonne bringen sollte, und hatte sich von dieser Reise Genuß und Erholung versprochen. Die mit dem Schiff Zurückgekommenen haben erzählt, daß sie, wenn auch körperlich nicht sehr wohl, so doch in den ersten Tagen sich an allen Eindrücken lebhaft gefreut habe. Drei Tage nach Abfahrt des Schiffes, am 23. Dezember, auf einem Ausfluge nach Brügge, den sie von Antwerpen aus unternahm, zog sie sich bei rauhem und nebligem Wetter eine Lungenentzündung zu. Sieben Tage darauf, am 30. Dezember, einige Stunden, bevor das Schiff Las Palmas erreichte, erlag sie ihr. —

Ehe ich versuche, ein Bild Josine Müllers, ein Bild des Arztes und des Menschen, zu zeichnen, lassen Sie mich einige kurze Daten aus ihrem Leben und aus ihrer Tätigkeit vor und nach ihrem Bekanntwerden mit der Psychoanalyse nennen. Sie wurde 1884 als Tochter eines Hamburger Kaufmannes, Hermann Ebsen, geboren. Die Vorfahren mütterlicher- wie väterlicherseits gehören alteingesessenen nordfriesischen Familien an. Sie verliert bald nach ihrer Geburt die Mutter. Sie be-

sucht die höhere Töchterschule. Als, für den konservativen Hamburger Boden eine revolutionäre Tat, ein Hamburger Schulmann, Professor W e n d t, nach vielen Kämpfen Real-Gymnasialkurse für Mädchen ins Leben ruft, erfüllt der Vater ihr den Wunsch, an diesen Kursen teilzunehmen. Auf demselben Gymnasium und im gleichen, dem ersten, Jahrgang befand sich auch unsere Kollegin Karen H o r n e y. Nach dem Abiturium 1906 bezieht Josine Müller die Universität Freiburg und studiert Medizin. Nach 5jährigem Studium in Freiburg und München besteht sie 1911 in Freiburg das Staatsexamen und geht nach Berlin. Zunächst ist sie im Sommer 1911 — Mai bis September — in der Kinderheilstätte Hohenlychen, darauf im Berliner Städtischen Krankenhaus am Urban in der ersten inneren Abteilung unter Prof. August F r ä n k e l als Medizinalpraktikantin tätig. Im Krankenhaus am Urban arbeitet sie zugleich im biochemischen Laboratorium unter R o n a und stellt dort physiologisch-chemische Versuche an, deren Darstellung und Ergebnisse den Inhalt ihrer Doktorarbeit ausmachen. Der Titel der Arbeit lautet: „Ueber den Verlauf der Fett- resp. Esterspaltung im Blut." Sie promoviert im Juli 1912 an der Berliner Universität unter H i s.

Von nun an bis Frühjahr 1915 arbeitet sie mit einer ¾ jährigen Unterbrechung als Assistenzärztin im Krankenhaus am Friedrichshain an der Kinder-, Frauen- und Infektionsabteilung unter Prof. M a g n u s - L e v y. Im Frühjahr 1915 geht sie als Assistenzärztin auf etwa 1½ Jahre zum Zwecke einer neurologisch-psychiatrischen Fortbildung an Dr. Dr. F r ä n k e l - O l i v e n s Sanatorium Berolinum in Lankwitz und ist dort sowohl in der Heilstätte als auch in der geschlossenen Abteilung und im Lazarett bei den kriegsbeschädigten Soldaten tätig. Hier versteht sie es, ein Haus schwieriger Soldaten mit psychologischen Mitteln in Schach zu halten und mit Erfolg zu behandeln, bis ein vom militärischen Sanitätswesen ausgehendes allgemeines Verbot der Verwendung weiblicher Aerzte auch ihrer Arbeit ein Ende be-

reitet. Nach ihrem Fortgang von Lankwitz widmet sie sich ausgiebig ihrer Allgemeinpraxis in Berlin-Schmargendorf und ist zugleich für eine Reihe von Jahren als Schulärztin im dortigen Goethe-Lyzeum tätig. Mit Schrift und Wort setzt sie sich — auf Grund der dort gemachten Erfahrungen — für ein besseres, d. h. psychologisches Verständnis der Erkrankungsformen der Mädchen in der Zeit von der Latenz bis zur Pubertät ein.

Mit dem wachsenden Interesse für die Psychoanalyse wandelt sich ihre Praxis immer mehr in eine psychoanalytische um. Sie war bereits im Jahre 1911 mit der Psychoanalyse bekannt geworden, hatte Freud studiert und sich von 1912 bis 1913 bei Abraham einer Analyse unterzogen. Schon die psychisch bedingten Fälle im Sanatorium Lankwitz lockten zu psychoanalytischer Betrachtungsweise, und auch die Fälle der Allgemeinpraxis gaben Anlaß, die psychoanalytischen Kenntnisse praktisch zu erproben. Nach dem Kriege sucht sie den Anschluß an die Berliner Psychoanalytische Vereinigung, nimmt von 1920 an als Gast an den Sitzungen teil und wird im Dezember 1921 als ordentliches Mitglied in die Vereinigung aufgenommen. 1923—26 unterzieht sie sich noch einmal einem Stück Analyse und zwar bei Sachs.

Sie hat während der knappen 10 Jahre, die sie in der Vereinigung tätig war, nur verhältnismäßig selten, soviel ich sehe, viermal in Form von Vorträgen, viermal in Form von kleinen Mitteilungen das Wort ergriffen. Häufiger sprach sie in der Diskussion. Lebhaft und interessiert hat sie sich an den Vorträgen und Diskussionen des „Kinderseminars" beteiligt. Sie war voller Hoffnungen und Wünsche für unsere junge Analytiker-Generation und hat vielen von ihnen in der analytischen Arbeit geholfen. Die Themen der Vorträge in der Vereinigung zeigen die Richtung an, in der sich auch eine große hinterlassene Arbeit bewegt. Der erste Vortrag 1921 ist mir nicht mehr erinnerlich. Er ist auch in unserem Korrespondenzblatt nur als „Bericht über eine

Psychoanalyse" verzeichnet. Der zweite von 1922 lautet: „Ueber die Rolle der Urethral-Erotik in der Aetiologie depressiver Neurosen", der dritte von 1925: „Ueber den Einfluß der religiösen Phase auf die Charakterentwicklung eines Mädchens"; er ist z.T. unter dem Titel: „Früher Atheismus und Charakter-Fehlentwicklung" im Jahrgang 1925 der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" und im „International Journal of Psycho-Analysis" veröffentlicht worden. Der vierte vom April 1929 lautet: „Der Widerstand aus moralischem Masochismus und seine Ueberwindung". Die erste der „Kleinen Mitteilungen" im März 1923 spricht über „Eine Fehlhandlung", die zweite vom Juni 1925 „Ueber einen psychotischen Zustand von 10tägiger Dauer", die dritte im November 1925 gibt den bedeutsamen „Beitrag zur Entwicklung der genitalen Phase beim Mädchen". Diese Arbeit stellt gleichsam eine vorläufige Mitteilung, ein Exposé zu einem Hauptteil der hinterlassenen Arbeit, dar, die das dazugehörige klinische Material beibringt. Die vierte der kleinen Mitteilungen im Dezember 1925 spricht „Ueber die Entwicklung einer Perversion". Für ihr hinterlassenes Werk wünscht sie in ihrem Testament als Titel entweder die Bezeichnung: „Die Erforschung der infantilen Weiblichkeit aus Erkrankungen von narzißtischen Personen" oder kürzer formuliert: „Die infantile Weiblichkeit im Narzißmus". Im Zentrum der Arbeit steht die Erforschung einer bereits in den präphallischen Phasen vorfindbaren, beim Mädchen an die vaginale, beim Jungen an eine entsprechende Zone geknüpften Weiblichkeit. Das Schicksal dieser „infantilen Weiblichkeit" und ihre Bedeutung für die Gestaltung der neurotischen oder normalen Entwicklung verfolgt sie an einem ausgedehnten klinischen Material.

II.

Ich weiß nicht, wie viele von Ihnen den Eindruck gewonnen haben, daß Josine Müller ein besonderer Mensch war. Sicher hat diesen Eindruck der kleine Kreis

derjenigen, die das Glück hatten, in eine geistige Gemeinschaft mit ihr zu geraten. Vielleicht aber gibt es auch manchen, der, wenngleich er sie nur selten gehört hat, nur selten mit ihr in Berührung gekommen ist, doch die Besonderheit ihres Wesens eindringlich gespürt hat.

Sie war ein stiller Mensch, alles Laute und Aufdringliche war ihr fremd. Sie verstand es nicht zu werben, es sei denn mit sehr angedeuteten, sich dem groben Ohr entziehenden Mitteln. Das mochte manchen zu dem Irrtum verleiten, sie sei uninteressiert am andern, ja lieblos.

Was diesen täuschenden Schein erzeugte, war etwas anderes, ein zentraler Zug ihres Wesens, ein ungemein gesteigertes Verantwortungsgefühl. Sie konnte sehr streng, sehr kritisch in der Beurteilung von Menschen und Taten sein, aber der mißverstand sie gründlich, der ihre Strenge und Kritik für Härte oder Lieblosigkeit gegen seine P e r s o n hielt. Aus ihr sprach, wenn sie kritisierte, eine unerbittliche Wahrheitsliebe, ein Verpflichtetsein gegen das Sachliche. Wer das erfaßte, der verlernte ihr gegenüber jede Empfindlichkeit und ließ sich mitreißen in jene strenge Gewissenhaftigkeit, die nichts anderes will, als den Sachverhalt erkennen. Ich möchte meinen, daß man in dem Verhalten der Menschen ihr gegenüber geradezu einen Prüfstein besaß. Wer sich über sie ärgerte, sich von ihr persönlich verletzt fühlte, von dem konnte man behaupten, daß er für jene überpersönliche Sachlichkeit, die wohl das Wertvollste am Menschen ist, kein sonderliches Organ zur Verfügung hatte.

Und wiederum: Wer ihre Kritik verstand, der begriff auch, daß hier nicht trotz ihrer Kritik, sondern gerade durch sie wahre Hilfe geboten wurde.

Von diesem kritischen Gewissen ist auch ihre psychoanalytische Arbeit erfüllt. Mit ihr ist ein Analytiker dahingegangen, in dem sich in einem seltenen Zusammenspiel ärztliches Helfenwollen mit einem starken Forschungsdrang vereinigte, die einander gegenseitig

förderten, steigerten und antrieben. Hier war das Helfenwollen kein bloßes Sentiment, vielmehr war es die sachliche Notwendigkeit, wirkliche therapeutische Hilfe zu leisten, die ihr als unabweisbare Forderung jederzeit vor Augen stand, und die eine ständige schöpferische Bewegung in ihr auslöste. Das Forschen war für sie daher nicht eine kalte l'art pour l'art Angelegenheit. Trotzdem ihr die Unabhängigkeit aller wissenschaftlichen Wahrheit von allem Subjektiven und Affektiven klar war, erwuchs ihr doch der Elan zum Forschen aus der realen Aufgabe, der vorliegenden Not des Kranken. Ich glaube, daß sie das, was wir idealerweise unter einem Arzt verstehen sollten, in einem ungewöhnlichen Maß verwirklicht hat in jener intensiven gegenseitigen Durchdringung des Praktischen und Theoretischen.

An dem Werke, das sie uns hinterließ, hat sie seit etwa 5 Jahren gearbeitet. In ihm versuchte sie, die Ergebnisse ihrer praktischen und theoretischen Tätigkeit darzustellen. Hier gewinnen wir, an Hand ausführlicher Kasuistik, einen Einblick sowohl in bisher nicht bekannte Zusammenhänge innerhalb der kindlichen Entwicklungsphasen, als auch in die besonderen technischen Maßnahmen, zu denen sie bei der Bemühung gelangte, diesen Zusammenhängen auf die Spur zu kommen.

Sie ist oft von Freunden und Kollegen gebeten worden, häufiger als es geschah, von ihren Untersuchungen in den Sitzungen unserer Vereinigung zu sprechen. Sie lehnte das mit der Begründung ab, daß ohne das Studium ihrer Gesamtarbeit, besonders ohne Kenntnis der ausführlichen Krankengeschichten und der technischen Einzelmaßnahmen kurze Referate zu schwer verständlich seien. Sie wolle, ehe sie Vorträge über ihre Untersuchungen bringe, erst den Druck und das Bekanntwerden ihrer Arbeit abwarten. Sie hat das nicht erlebt, wir wollen aber hoffen, daß ihr testamentarisch geäußerter Wunsch, ihr Buch möge, falls sie unerwartet sterben solle, nach ihrem Tode herausgegeben werden, bald verwirklicht wird.

III.

Mit der Härte und Strenge, mit der sie sich oft der Außenwelt zuwandte, kontrastierte eine Güte und Weichheit, die zu umfangen und zu fesseln vermochte. Ich werde es nie vergessen, mit welcher behutsamen Hand sie einen meiner Angehörigen auf seinem Kranken- und Sterbebette pflegte, wie sich hier kühle Ueberlegung des Zweckmäßigen mit jener Weichheit und Behutsamkeit verband.

Sie konnte die zarten Bewegungen haben, die der Tierliebhaber an Katzen kennt. Sie alle wissen es wohl, wie sehr sie diese Tiere liebte. Sie vermochte sich gut mit ihnen zu identifizieren. Katzen können ungemein behutsam, weich und leise sein, können Dich mit sanfter Pfote, eben angedeutet, zart berühren, sie können Dir aber auch ihre Krallen zeigen und Dich in plötzlichem und zielsicheren Schlag treffen. Katzen haben ein ausgesprochenes Eigenleben, sind schwer beeinflußbar, lassen sich nicht locken wie die Hunde, sondern verharren unerschütterlich da, wo sie sind, und tun, was s i e für richtig halten.

Innig liebte sie die Katze, die sie noch während ihrer Ehe erwarb und die ihr einziger Hausgenosse in der Zähringer Straße wurde. Als das Tier vor etwa einem Jahre starb, da empfand sie dessen Tod so, wie wir den Tod eines geliebten Menschen erleben. Ich hatte den Eindruck, daß sie diesen Verlust bis in die letzte Zeit hinein noch nicht überwunden hatte.

Die Liebe zu den Katzen spiegelte charakteristisch die Art wider, wie ihr Verhalten zu den Menschen war. Wie sie das Leben und die Eigenart dieser Tiere zu respektieren verstand, so hatte sie eine tiefe, ehrfürchtige Achtung vor der individuellen Eigentümlichkeit eines jeden Menschen. Das haben ihre Freunde so dankbar empfunden, und das mögen ihre Patienten so stark erlebt haben, daß sie hier einen Menschen fanden, der nichts von ihnen wollte, keinen egoistischen Anspruch

an sie stellte, aber so ganz bereit war, den anderen in seinem individuellen Wesen gelten zu lassen. Man durfte sich verstanden fühlen, freilich nicht in der Fassade, die man der Welt zeigte und in die man vielleicht verliebt war, sondern in seinem eigentlichen Wesen, das man vielleicht selbst verkannte und übersah und das einem durch sie erst bewußt wurde. Man durfte es wagen, durch die Güte ihres interesselosen Schauens ermuntert, sich zu lieben, bisher unentdeckte Züge und Gesten des eigenen Wesens zu erkennen und zu lieben.

Wie so alles Ursprüngliche und Echte des eigenen Wesens seiner selbst bewußt und gewiß wurde, so geriet alles bloß Aeußerliche, Unechte, Aufgepfropfte ins Wanken. Das war es, dem ihre Strenge und Härte galt.

Diese unmittelbare Beziehung zum Echten und Ursprünglichen und diese Strenge gegen das Aeußerliche und Gemachte zeigte sie auch in ihrem Verhältnis zur Wissenschaft und zur wissenschaftlichen Schriftstellerei. Wenn es ihr nicht vergönnt war, das Ohr eines größeren wissenschaftlichen Kreises zu gewinnen, dann nicht zuletzt deswegen, weil sie ganz außerhalb der Gepflogenheiten stand, die den gewöhnlichen Wissenschaftsbetrieb kennzeichnen. Ihr Schrifttum zeigt nichts von der Neigung, die schwierigsten Exempel glatt aufgehen zu lassen. Ihre hinterlassene Arbeit ist so schwierig, so kompliziert, wie das Leben selbst und darum nicht einfach zu lesen. Hier ist nichts zu sehen von dem beliebten gefälligen Frisieren, das eine Krankengeschichte so zustutzt, bis sie dem gewohnten Denken keine Schwierigkeiten mehr bietet, vielmehr wird ehrlich und unerbittlich jede Schwierigkeit aufgedeckt, und das echte wissenschaftliche Ringen gerade in seiner unüberwindlichen Unvollständigkeit bloßgelegt.

Ihre Fähigkeit, das jedem Individuum Eigentümliche zu erfassen und zu respektieren, läßt uns wohl auch das Geheimnis ihrer therapeutischen Erfolge zu einem wesentlichen Teil verstehen. Die Patienten gelangten unter

der Haltung ihrer Analytikerin zu ihrem eigentlichen Wesen und damit auch zu ihren spezifischen Begabungen. Wir wissen als Analytiker, daß es darauf ankommt, die gefesselte Libido aus ihren Bindungen zu lösen. Wir dürfen dann hoffen, daß sie normaleren und gesünderen Verwendungen zugeführt wird, und daß sie dann auch, ohne besonderes Dazutun des Analytikers, gemäß der individuellen Begabung des Patienten, zu Sublimierungen verwandt wird. Es kann aber sicher nicht gleichgültig sein, in welchem Maße ein Analytiker auch erfaßt, wo diese Begabungen liegen, und welcher Art sie sind. Es scheint, als ob sie, wie ein sorgender Gärtner, eine besondere Gabe hatte, die verborgenen Keime und ihr verborgenes Wachstum zu sehen und zu hegen.

War es eine Tragik im Leben dieses Menschen, daß er selbst nicht Mutter sein, keine Kinder haben durfte? Sie wäre eine vorbildliche Mutter gewesen, die ihre Kinder in ihrem eigenen Wesen respektiert und ihnen zur vollen Entfaltung verholfen hätte. Aber vielleicht wertet man dieses Geschick richtiger, wenn man ins Auge faßt, wie sie das Mütterliche, das in ihr lebte, ihren Patienten zu geben vermochte, in jenem von allem egoistischen Sentiment fernen fruchtbaren Sinne, den ich soeben zu schildern versuchte.

IV.

Wir würden einen wesentlichen Zug in ihrem Charakter und eine Hauptlinie ihres Lebens übersehen, wenn wir uns nicht ihren ständigen Kampf für die Frau, für das Recht und die Pflicht der Frau auf Selbständigkeit vergegenwärtigten. Diese Stellung und dieser Kampf verliehen ihr aber nie den Zug der sogenannten männlichen Frau, ließen sie nie das ursprünglich Weibliche ihres Wesens verleugnen. Es wäre falsch zu sagen, sie hätte es nur „den Männern gleichtun" wollen, sondern sie erstrebte, daß die Frau a l s Frau ihr Recht auf selbständige Persönlichkeit erringe und gegen jeden ein-

seitigen, nichts-als-männlichen, Standpunkt verteidige. So hat sie oft in ihrem Leben gegen das einseitig Männliche, oft gegen das brutal sich durchsetzende Männliche gekämpft. Ich glaube, daß alle diejenigen — Frauen und Männer —, die die Bedeutung des Kampfes erkannten, dem Weiblichen in unserem Leben und in unserer Kultur größeren Raum zu schaffen und der Frau die Möglichkeit zu geben, unter Wahrung und Sicherung ihrer weiblichen Eigenart selbständige Persönlichkeit zu werden, daß alle die, soweit sie mit ihr in nähere Berührung kamen, in ihrer Persönlichkeit eine Bestätigung und Sicherung erlebten.

Das Schicksal ihrer frühesten Kinderjahre hatte ihr schon Gelegenheit gegeben, diese Kampfeinstellung zu entwickeln. Die Mutter starb bald nach ihrer Geburt, und sie mußte sich durchsetzen in einer kleinen Familie, in der das männliche Element, vertreten durch den Vater und den älteren Bruder, die Oberhand hatte und in der das weibliche außer ihr nur durch die Hausangestellten, also durch abhängige und der männlichen Herrschaft unterstellte Personen vertreten war.

Ich gestehe, daß es zu den starken menschlichen Förderungen gehört, die ich durch die zwölfjährige Ehe mit ihr gewonnen habe, daß ich durch sie immer überzeugender den Sonderwert der Frau, ihr Recht auf die Entwicklung einer Persönlichkeit auf einer spezifischen, von der männlichen verschiedenen Basis erkannte. Mir erschien auch die Zukunft der Kultur, aufgebaut auf einem neuen Gleichgewicht zwischen männlichem und weiblichem Wesen und auf einer neuen fruchtbaren gegenseitigen Durchdringung beider in ganz neuem Lichte.

Ich darf Ihnen eine kleine Episode erzählen, die den Kampf der Verstorbenen um die der Frau bisher verweigerten Rechte zeigen. Als im Sommer 1912 Professor Magnus-Levy vom Krankenhaus im Friedrichshain sie als ersten weiblichen Assistenten einstellen wollte,

stieß er auf den einmütigen Protest seiner Assistenten, die keinen weiblichen Kollegen unter sich dulden wollten. Als er sie gleichwohl einstellte, verweigerten ihr die Assistenten den Zutritt zum Kasino und die Teilnahme am Assistententisch. Sie ließ sich nicht abschrecken, aß auf ihrem Zimmer und versah ihren Dienst. Erst nach längerer Zeit forderten die Assistenten sie auf, am Assistententisch teilzunehmen. Nun aber erklärte sie, sie denke nicht daran, und aß weiter auf ihrem Zimmer. Sie hat sich dann und nicht zuletzt durch diese Haltung innerhalb der Assistenten einen besonderen Respekt verschafft.

V.

Liebe Kollegen und Freunde, Josine Müller gehörte zu den Menschen, denen es nicht gegeben war, leicht zu leben. Sie hat oft und schwer unter dem Leben gelitten. Aber sie hat auch mit dem Leben gerungen. Sie hat sich immer gegen die Versuchung gesträubt, sich ihm nichts als passiv auszuliefern, sie hat mit zäher Energie und Konsequenz die Arbeit der eigenen Analyse in den Dienst der Aufgabe gestellt, eine aktive, überlegene Haltung im Leben zu gewinnen. Wer ihre Entwicklung verfolgen durfte, mußte sehen, daß hier durch innere und äußere Kämpfe ein ungewöhnlicher Mensch herangereift war. Und gerade jetzt, wo wir die Früchte dieses gereiften Lebens hätten mit ihr ernten dürfen, wird sie aus ihrem Wirken und aus unserer Mitte plötzlich herausgerissen.

Eins nur kann uns davor bewahren, bei solchem Geschehen Welt und Leben als die Veranstaltung eines unverantwortlichen spielenden Kindes oder eines boshaften Sadisten anzusehen, die Besinnung darauf, daß uns ein Mensch, wie sie es war, zeigt, daß, so chaotisch, so grausam, so gestaltlos, so zufällig das Leben immer aussehen mag, es doch möglich ist, daß mitten im Ge-

staltlosen Gestalt, im Gleichgültigen Wert, im Sinnlosen Sinn aufleuchten und Wirklichkeit werden kann. Ein Mensch wie sie zeigt uns durch den Stil ihres Menschen und ihres Lebens das, was t r o t z allem möglich ist, und rechtfertigt damit das Leben.

Ich glaube, das ist ein Dienst, größer noch als jeder andere, den ein Mensch dem Leben leisten kann. Ich hoffe und wünsche, daß Josine Müller uns allen diesen Dienst geleistet hat und weiter leisten möge.

Steff Bornstein:

Als könnte das Sprechen zu Menschen, die Josine Müller kannten, eine Entspannung von der drückenden Not dieses Verlustes bringen, wünschte ich mir, zu Ihnen von ihr zu sprechen; zu Ihnen vor allem, denen sie wie mir Analytikerin und Helferin war, und zu Ihnen, denen sie die ältere Kollegin war; uns allen an menschlicher Reife und analytischem Können überlegen und doch ganz zugehörig zu uns, der jüngeren Analytiker-Generation.

Was uns dem Tod gegenüber so angstvoll macht und das Gefühl der Hilflosigkeit gibt, ist vielleicht am meisten die Vorstellung der Einsamkeit, — daß wir einander nicht halten können, daß die Verbundenheit mit anderen, die ja das Leben bedeutet, aufhört.

Verläßt uns aber ein Mensch, den der Wunsch nach Verbundenheit mit uns so bedrängte, daß er sie in sichtbaren Zeichen erleben mußte, aus der subjektiven in die objektive und bleibende Sprache übersetzen mußte, so vermacht er uns gegen die Armut unseres Verlassenseins etwas, woran wir uns halten können.

Sicher hat auch Josine Müller in den Stunden, in denen sie an ihr Sterben dachte, sich gehalten gefühlt durch den Gedanken, daß ihre Arbeit weiterleben werde in ihrem Buch, in der Gesundheit und Leistungslust ihrer Patienten und in der Arbeit ihrer Kollegen, die sie mit ihren Anregungen befruchtet hat.

Ich möchte die Stellen zeigen, an denen Josine Müllers Verbundenheit mit anderen in dieser Weise

über die Grenzen ihres privaten Daseins hinaustritt, in anderen Worten: Wo sie heute noch, nach ihrer Trennung von uns, uns etwas zu sagen hat.

Ich weiß aus Gesprächen, daß Josine Müller darüber nachdachte, worin jene von Dr. S a c h s „analytischer Takt" genannte Kunst in der Arbeit des Aanalysierens besteht, jene noch unlernbare Art, mit der jeder Analytiker das Erlernbare, Ueberlieferte unserer Wissenschaft anwendet. Sicher wird es aus ihrem Buch hervorgehen, wie es aus ihren Analysen und aus Gesprächen mit Kollegen hervorging, worin die i h r eigentümliche Kunst der Analysenführung bestand.

Man muß besonders hervorheben ihre Einstellung zu den Patienten, die auch dem narzißtisch Beziehungslosen zu einem für die analytische Arbeit nötigen Vertrauen verhalf, und ihre besondere Art, mit der sie ihrem eigenen Unbewußten vertraute, wenn sie es als empfindsam empfangendes Organ dem Unbewußten des Patienten entgegensetzte, die Ehrlichkeit, mit der sie sich ihre Gegenübertragung bekannte, und die Kunst, mit der sie ihre Gegenübertragung für den Patienten benutzte.

Der Patient war für Josine Müller nicht einfach ein armer Kranker und Objekt einer überlegenen ärztlichen Fürsorge, nicht bloß ein Mensch, dem zu helfen war durch Bewußtmachung seiner verdrängten alten Konflikte, sondern darüber hinaus ein so und so beschaffener Mensch dieser unserer Zeit, mit dem sie sich als ein anderer Mensch dieser Zeit innerlich auseinandersetzen mußte. Dieses Als-Mensch-ernst-genommen-werden, das die Haltung des Analytikers (für den Patienten) spürbar macht, ist wohl bei manchen Patienten geeignet, die positive Uebertragung zu steigern, — denn welches Kind wünscht sich nicht von seinen Eltern für voll gehalten zu werden — es muß aber auch bei der Lösung der Uebertragungsbeziehung eine Hilfe sein: denn ein Kind, das ernst genommen wird trotz seiner Unmün-

digkeit und Schwäche, wird rascher selbständig als jene Kinder, aus deren Hilflosigkeit die Mütter ihre Mutterwürde beziehen.

Ich habe erst jetzt erfahren, daß Josine Müller ohne eine Mutter aufgewachsen ist. Vielleicht hat sie darum — weil unbeschwert von Tochtererfahrungen — so viel gutes Verständnis für Mütter und Frauen, die mit Kindern umgehen, gehabt. Vielleicht auch darum betonte sie so eindrucksvoll, daß dem Mangel guter Mütter ein wichtiger Anteil an der Charakterentwicklung von Frauen und jungen Männern unserer Zeit zukommt. Und vielleicht darum, weil sie selber keine Mutter hatte, mit der sie sich identifizieren konnte, hat sie — aus sich heraus, aus ihren Bedürfnissen heraus, in sich ein Idealbild der guten Mutter schaffen können, das sie dann ihren Patienten verkörperte. —

Erinnern wir uns an ihre ungewöhnliche Sensibilität, mit der sie jede Nüance auffing, — auch die Kollegen, die mit ihr Fälle besprachen oder sich an Diskussionen in unserem „Kinderseminar" erinnern, wissen, wie differenziert sie aufnahm und Dinge herausfühlte, über die wir anderen hinweghören.

Erinnern wir uns, wie schön sie zuhörte, und wie sie nicht nur gut verstand, sondern wie sie auch produktiv verstand, sodaß ein Austausch von Gedanken mit ihr einem Sichbereichern mit Gedanken gleich kam.

Erzählen möchte ich, was vielleicht ein Geheimnis auch für sie selber war, — daß sie ein wunderbares Verständnis für Kinder und pädagogische Arbeit hatte; aus kleinen mitgeteilten Zügen erriet sie die wesentlichen Probleme des Kindes, und jede direkte Beobachtung verband sich ihr sogleich mit psychologischen Einsichten oder Fragestellungen. Hierin lag das Stück ihrer Mütterlichkeit, daß sie sich so gut in die Schwachen und Hilflosen einfühlen konnte. Daß ihre Güte aber niemals weichlich war, machte ihre Nähe so wohltuend. Die Sprache des Gehemmten, der um eigenen Ausdruck sich

mühte, nahm sie intensiver auf als die Sprache des meisterlichen Könners. Darum erfaßte sie so gut die Probleme junger Menschen, darum las sie Gedichte unbekannter Dichter, niemals wohlwollend überlegen dem Unfertigen gegenüber, sondern immer hinhorchend wie eine Empfangende. Darum gehörte sie so selbstverständlich dem Kinderseminar an, wo es nicht auf glänzende Leistung, sondern auf gemeinsames Erarbeiten ankommt, und darum wäre sie bald unsere begehrteste Kontrollanalytikerin geworden.

Sie verfügte über eine Leidenschaft und Konsequenz im Denken und Forschen, wie wir sie dem männlichen Geist zuzuschreiben pflegen, daneben über eine Fähigkeit zur Hingabe im Aufnehmen, wie sie fast nur Frauen oder Dichtern eigen ist. Sich nicht restlos nach dem männlichen Ideal orientieren, nicht ihm unterworfen sein, aber von dem Mann lernen, die Außenwelt besser zu bewältigen, ihm neidlose Kameradin sein können, weil man auf eigene Art sich auswirken könne, um diese Probleme der Entwicklungsnotwendigkeiten der Frau kreisten oft Josine Müllers Gespräche. Ich glaube aber nicht, daß sie wußte, daß darin der besondere Zauber ihrer geistigen Persönlichkeit lag, daß sie ihre eigenen Wege ging und mit der Achtung vor dem Mann den Mut zu ihrer weiblichen Eigenart verband.

Versagen muß ich mir, an dieser Stelle darzustellen, wie sie uns mit ihren Problemen von der Verwendbarkeit der Gegenübertragung für die analytische Technik anregte. Wir werden von diesen und ihren anderen technischen Problemen sprechen, wenn ihr Buch erschienen ist. —

Eines möchte ich nur noch erwähnen: Josine Müllers Sprache. Manche unter uns haben sie nicht leicht verstanden und manche überhört — denn auch ihre Ausdrucksweise war wie ohne Vorbild, aus sich selbst geboren, anders als die uns geläufige glatte Sprache, eine ganz unzeitliche Sprache, die um die Ohren der

Ungeduldigen zu werben vergaß, die aber mit dem Wechsel ihrer Dichtigkeit und Klarheit ihr differenziertes Empfinden schön spiegelte.

Die anderen, die sie liebten, lieben auch ihre Sprache als den Spiegel ihres Wesens und wissen manches an ihr zu rühmen; und wir werden es ihr sicher danken, daß sie in ihrer eigenen Ausdrucksweise uns ein Buch geschenkt hat. Das ist die Aufgabe, die sie uns stellt: daß wir mit einem Teil ihrer eigenen Kraft, Fremdes aufzunehmen und zu durchleuchten, an ihre Sprache, die sie uns hinterläßt, herangehen.

INSTITUTE
OF
PSYCHO-ANALYSIS
REFERENCE LIBRARY.

DRUCK
WILHELM CHRISTIANS BUCHDRUCKEREI
BLN.-SCHMARGENDORF ZOPPOTER STR. 6